

Luise Kloos
Daniela Unger-Ullmann

Herausgeberinnen

Ein Regenbogen
kennt kein Heimweh

Lebensentwürfe chinesischer Frauen

10	Vorwort Luise Kloos, Daniela Unger-Ullmann
14	Barbara Marković Yun Schögler
24	Sophie Reyer Seiltanz auf Tasten
36	Renate Welsh Zum Glück HongLing
48	Elisabeth Reichart Drei Wege zu den hundert Eiern
64	Angelika Reitzer Eine andere Geschichte
76	Anna Nöst Wenli Zhang, Jiangsu – Graz – Jiangsu
86	Andrea Sailer Der Himmel über Knittelfeld oder Ein Regenbogen kennt kein Heimweh
96	Lydia Mischkulnig Yes, I'm Can
110	Andrea Stift Aus einer anderen Welt
120	Monika Helfer Tischgespräch
133	Biografien
143	Impressum

義我

Vorwort

Luise Kloos
Daniela Unger-Ullmann

Sie sind gut ausgebildet, zuvorkommend und weltgewandt. Chinesische Frauen wissen genau, was sie wollen, und sie bekommen es meistens auch. Welche Kombinationen zwischen organisatorischem Geschick, weiblichen Attributen und Chancenwahrnehmung für eine erfolgreiche Berufskarriere von Bedeutung sind, diskutierten Chinesinnen anlässlich des Internationalen Frauentages 2012. Im Rahmen der Podiums- und Publikumsdiskussion, die vom Konfuzius-Institut der Universität Graz in Kooperation mit der 7. Fakultät – dem Zentrum für Gesellschaft, Wissen und Kommunikation veranstaltet wurde, gaben die eingeladenen Teilnehmerinnen einen aufschlussreichen Einblick in ihre persönliche Biografie und ihren beruflichen Werdegang. Gemeinsam mit next – Verein für zeitgenössische Kunst wurde die Idee entwickelt, die besprochenen Themen literarisch festzuhalten und in Buchform zu publizieren. Bekannte österreichische Autorinnen nahmen mit chinesischen Frauen Kontakt auf, um Eindrücke und Informationen zu sammeln und darüber zu schreiben. Dabei entstand ein sehr facettenreiches Bild über die Gesprächspartnerinnen und deren kulturellen und zeitgeschichtlichen Hintergrund.

In den teils poetischen, teils kritischen Texten spiegelt sich die Vorbildwirkung für all jene Frauen wider, die in Österreich eine zweite Heimat gefunden haben und sich meist noch am Beginn ihrer Lebens- und Berufskarriere befinden. Die Geschichten inspirieren Initiativen im Sinne der gegenseitigen Unterstützung von und für Frauen, bündeln Synergien und vermitteln kulturelles sowie gesellschaftliches Wissen über China. Darüber hinaus stellt das vorliegende Buch ein Erfolgsmodell zum Thema Migration vor und leistet somit einen positiven Beitrag zum Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen.

Wir danken allen Frauen, die mit Engagement und Begeisterung am Projekt mitgewirkt haben: Den Autorinnen für die offene und einfühlsame Darstellung der spannenden Lebensgeschichten, den Lektorinnen für die Sorgfalt beim Lesen der Texte sowie allen chinesischen Frauen, die durch ihre authentischen Erzählungen über Leben und Beruf das Buch ermöglicht haben.

Viel Freude beim Lesen wünschen die Herausgeberinnen,

Luise Kloos und Daniela Unger-Ullmann

“Seiltanz auf Tasten”

Sophie Reyer



Ein Portrait über die Pianistin ChengCheng Zhao

1.

Es ist eine Wohnung in einer Küstenstadt. Die Stadt riecht nach Meer. Das Kind hat das Meer lieb, den Geruch nach Fisch, die lauten Stimmen der Passanten, die abends vom Wind zum Fenster herein geweht werden. Die Welt klingt. Der Vater zupft Töne aus seinem Brett heraus, die Mutter gewinnt die Klänge streichend, die Saiten sind auf einen geschwungenen Holzkörper gespannt, ein Cello, sagt man dem Kind. Und das, was der Vater spielt, das heißt Hackbrett. Weiß das Kind. Die Klänge sind eine Wiege, sie beginnen früh am Morgen, setzen sich fort zwischen den Rhythmen des Tages, zwischen dem Essen und dem Schlafen, dem Sonnenaufgang und dem Sonnenuntergang. Das Kind hat die Klänge lieb. Auch ihm wird die Musik geschenkt, nicht nur den Eltern. Das Kind hat einen Zauberkasten, mit dem es spielt, wenn die Eltern in ihre Klänge eintauchen, jeder für sich. Der Zauberkasten ist ein kleines Spielzeugklavier, dessen Tasten sich den Kuppen des Kindes leicht anpassen, von ihnen niedergedrückt werden können, ohne große Anstrengung. Bald, weiß das Kind, wird es einen größeren Zauberkasten bekommen. Ein echtes Klavier, sagen die Erwachsenen. Das ist massiver als das Brett des Vaters, größer als das weiblich aussehende Holzinstrument der Mutter. Weiß das Kind. Die Mutter meint, ein Klavier sei dem Kind angemessen, sei sozusagen kindgerecht. Dass es länger dauert, aus den Saiten des Cellos die richtigen Klänge herauszuholen, erklärt sie dem Kind. Der Zauberkasten ist für die Mutter ein menschliches Instrument. Die Tasten werden von den Kuppen heruntergedrückt, der Klang übersetzt sich sofort in den Raum. Die Töne purzeln nur so aus dem Zauberkasten heraus, ohne große Anstrengung. Außerdem kann das Kind beide Hände dafür verwenden, und das fast gleichmäßig. Muss nicht mit einer Hand streichen und die andere auf eine Saite legen. Die Mutter will für die Tochter das Beste, sie kennt den Begriff der Tiger Mutter nicht, doch sie ist sehr streng zu dem Kind. Sie ist ein Tiger, wenn sie auf den Saiten tanzt mit ihren weißen Fingern, aber ein schleichender, sanfter. Sie liebt das Kind. Manchmal habe sie es stark unter Druck gesetzt, wird das Kind später sagen, aber heute wisse es, dass die Mutter es gut gemeint habe und sei ihr

dankbar. Sie und der Vater sind im Kommunismus groß geworden, rotes China, die Möglichkeiten der Entfaltung waren gering, die Mutter und der Vater wuchsen also nach Innen, weil der äußere Raum ihnen keinen Platz ließ. Sie verwuchsen mehr und mehr mit ihren Klängen, ihren Instrumenten, ohne den Erfolg im Außen zu suchen. Das Kind soll es besser haben, denken sie. Es soll nicht beschnitten, nicht in seinen Rändern gehalten werden, soll die Möglichkeit haben, sich nach allen Ecken und Enden des Raumes zu strecken, auszuwachsen, zu wuchern. Das Zauberinstrument ist tatsächlich so eines, denn es hilft dem Kind, nicht fremdbestimmt sein zu müssen, hilft ihm, zu leben, was den Eltern vorenthalten wurde. Davon weiß aber das Kind noch nichts. Es kennt nur die Güte der Klänge, die ähnlich ist wie die Güte des Meeres, der Sonne und des Windes, der abends die Vorhänge anpustet und ihm die Beine kitzelt.

2.

Dass dieses große Zauberesen auch mit Verantwortung zu tun hat, erfährt das Kind, als man ihm das Klavier schenkt. Es muss sich kümmern. Muss üben. Füße auf die Pedale, Finger gegen die Tasten drücken. Die Harmonien folgen einem eigenen Gesetz. Die schwarzen Tasten sind widerspenstig, flutschen unter den kleinen Fingern davon. Es ist eine Herausforderung. Manchmal versinkt das Kind ganz und gar in den Klängen, verfängt sich im Nachhall, und die Hände beginnen zu stottern, zu stammeln. Das Kind ist dann unglücklich. Es übt. Es wird gescholten. Es übt noch mehr. Es freut sich am Erfolg. Es klappt wütend den Deckel zu, wenn die Tasten sich den Bewegungen der Hände entziehen. Das Kind ist sehr klein, manchmal hat es das Gefühl, es würde vom Zauberesen verschlungen werden. Es würde auch gerne mit den anderen Kindern spielen, am Strand spazieren gehen, das Meer riechen, lachen und tanzen.

Inzwischen geht das Kind auch in die Schule. Es lernt, dass es im Zeichen des Hahns geboren ist, und dass die Zahl eins ein Strich ist, die Zahl zwei zwei Striche. Es hört der Lehrerin zu, wenn sie

Texte vorliest, rote Texte. Das Kind versteht nicht, was ist denn ein roter Text, aber es hört brav zu. Später kommt eine andere Lehrerin, eine junge, sie verwirrt die Kinder nicht mehr mit roten Texten, sie verwendet auch nicht das Wort Kulturrevolution.

Wenn die Eltern Konzerte spielen, spielt auch das Kind. Hinter der Bühne. Macht Hausaufgaben und hört nebenbei den Klängen zu.

„Willst du auf das Musikgymnasium gehen?“, fragt man das Kind, als es zehn Jahre alt ist. Das Kind weiß, dass ihm auf dem Musikgymnasium mehr Zeit bleibt für sein Zauberinstrument. Mit dem Zauberinstrument gemeinsam hat es einmal schon einen Jugendwettbewerb gewonnen, es macht dem Kind Spaß, am Flügel zu sitzen und mit ihm gemeinsam zu reiten, zu kämpfen, zu brennen. Das Kind will aufs Musikgymnasium gehen. Das Klavier ist ein guter Partner geworden, ein manchmal widerspenstiger Freund.

3.

Eine fremde Stadt. Zum ersten Mal ist das Kind nicht mehr alleine. Es lebt jetzt mit anderen Kindern gemeinsam, das ist neu. Das Kind lernt, dass es nicht mehr das Zentrum der Welt ist. Es lernt, dass die Menschen an etwas glauben. Die Eltern des Kindes glauben an die Klänge. Manche Menschen glauben an Jesus. Das Viertel in der Heimatstadt, in dem nur Rindfleisch gegessen wird, da glauben die Menschen an Allah, lernt das Kind jetzt. Und die Lehrerin, die glaubt an Buddha. Das gefällt dem Kind, es ist Neuland, klingt spannend. Das Kind hört den Märchen Buddhas mit offenem Mund zu und im Kopf des Kindes überlappen Bilder und Töne einander. Neben der Schule befindet sich ein Tempel. Die Kinder meditieren gemeinsam. Dass der Mensch gleich im nächsten Leben für alles, was er Böses tut, bestraft wird, gefällt dem Kind irgendwie. Das Kind lernt von seinem Zauberinstrument, es lernt von der Lehrerin, es lernt die anderen Kinder kennen. Immer lernt das Kind dabei auch etwas über sich selbst. Wer es sein könnte. Wer es nicht ist. Aus dem Kind wird ein Mädchen. Wird eine junge Frau.

4.

Als das Mädchen 15 Jahre alt ist, darf es erstmals nach Europa reisen. Paris. Das Mädchen ist begeistert von der Architektur, ein Fluss, der die Stadt teilt, Obdachlose am Ufer des Flusses, der Blick aus dem Eiffelturm, Welt aus Vogelperspektive. Dem Mädchen gefällt die fremde Sprache, deren kehliger Klang. Und: Es darf Klavier spielen. Der Wettbewerb ist renommiert.

Zwei Jahre nach dem Aufenthalt in Paris schickt der Vater des Mädchens eine Videokassette seiner Tochter an europäische und amerikanische Universitäten. In Amerika lässt sich das Pal-Format nicht lesen, in Europa ist man begeistert von der Fingerfertigkeit des Mädchens.

Leipzig oder Graz?

Das Mädchen ist siebzehn Jahre alt, hat das Musikgymnasium noch nicht abgeschlossen, als es sich dafür entscheidet, nach Europa zu kommen. Auf seinem Schreibtisch stapeln sich deutsche Wörterbücher, bevor es abreist. Das Visum kommt verspätet. Als das Mädchen in die kleine europäische Stadt einreist, hat das Semester bereits begonnen. Es ist November. Hier gibt es kein Meer. Die Stadt ist klein und verschachtelt, ein Berg mit einem Uhrturm in der Mitte, die Gässchen schlängeln sich, die Menschen haben helles Haar.

Der Klavierprofessor hat ein großes Herz.

Das Mädchen zieht in eine Wohngemeinschaft, isst zum ersten Mal Spaghetti, findet, dass Sugo Sojapaste ähnelt und Tortellini chinesischen Teigtaschen. Im Deutschunterricht verzettelt es sich zunächst, man übersetzt ins Englische, das Mädchen blättert im Wörterbuch, verliert sich in Wortkaskaden, es spricht die englische Sprache kaum.

Zu Hause in China hat man an einem runden Tisch gegessen, die Teller standen immer in der Mitte des Tisches, in den Restaurants auch oft auf einer drehbaren Platte. Die Personen fokussierten das

Zentrum, eine Art von Harmonie entstand dadurch, erinnert sich das Mädchen jetzt an die Heimat. In der fremden Stadt wird jedem das Essen auf den Teller gepappt.

Das Mädchen liebt die europäische Musik. Die Harmonien, die Klangfarben. Die chinesische Musik erscheint ihm weniger dicht und eher horizontal organisiert als die europäische. Kaum Blech, kein Hall. Streicher werden in der traditionellen chinesischen Musik auch verwendet, Harmonien jedoch eher von Zupfinstrumenten wie beispielsweise der Pipa, wiedergegeben. Nur in der heutigen Orchesterbesetzung der chinesischen Musik werden Celli und Kontrabässe eingesetzt, um ein musikalisches Fundament zu schaffen. Die europäische Musik ist rund, voll, von einer faszinierenden Dichtigkeit.

Das Mädchen verbringt Tage an seinem Zauberinstrument, spielt, übt, freut sich auf den Hauptfachunterricht mit seinem Lehrer.

Wenn das Mädchen chinesische Musik hört, wachsen ihm Flügel. Eine Erinnerung an zu Hause, ein Geruch nach Kindheit: Das Meer, der Wind, der Zauberkasten.

Wenn das Mädchen sich an seine Kindheit erinnert, hört es in seinem Kopf die Eltern üben: Hackbrett und Cello, Cello und Hackbrett. Klavier aber ist kein chinesisches Instrument, weiß das Mädchen. Zunächst spricht es stockend Deutsch. Dass diese Stadt tot ist, denkt es. Die Menschen sind in sich gekehrt, sprechen leise, die Supermärkte sperren früh zu, lassen sich Freundschaften knüpfen? Wie öffnet man die Herzen dieser Menschen, die einerseits so hilfsbereit sind, andererseits so still?

Nach und nach lernt das Mädchen Deutsch, schließt Freundschaften. Der Lehrer wird zu einem wichtigen Fixpunkt in seinem Leben. Auch heute noch darf das Mädchen, das inzwischen eine Frau geworden ist, ihn aufsuchen und um Rat bitten, wenn es darum geht, das Zauberinstrument zu bändigen.

5.

Aus dem Mädchen wird eine Frau. Die Fingerläufe perlen, die Jah-

reszeiten wechseln einander ab. Die Menschen sind hilfsbereit, freundlich, zuvorkommend. Die Stadt wird die Heimatstadt der Frau, sie genießt die Ruhe, die Grünflächen. Wenn sie lange auf der Reise ist, sehnt sie sich jetzt nicht mehr nach dem Meer, sondern nach den angenehmen Gässchen der neuen Heimat, nach den italienischen alten Häusern, den Kirchen, den Märkten. Die Frau besucht Orte, an denen wichtige Komponisten gewohnt und gearbeitet haben, sie folgt deren Fußspuren, saugt alles auf, was sie an Informationen bekommen kann. Sie besucht prunkvolle Konzertsäle in Wien, genießt deren Akustik, atmet die Atmosphäre von Mozarts Geburtshaus in Salzburg tief ein, streift durch die Schlossanlage Esterházy in Eisenstadt, die Gärtchen mit den Springbrunnen, der Haydn-Saal, sogar Gustav Mahlers Kompositionshäuschen am Wörthersee lernt die Frau kennen. Doch es bleibt nicht bei Österreich, denn Musikerinnen reisen regelmäßig, und so schnuppert die Frau die Luft vieler anderer europäischer Städte: Weimar, Leipzig, Warschau, Venedig. Was sie immer mehr fasziniert, ist, wie viel Schönheit sich auf engem Raum entdecken lässt, wie nahe diese so unterschiedlichen Städte beieinander liegen. Auf den Fußspuren der europäischen Sprache, Architektur, Kultur und Geschichte lernt die Frau schließlich, die europäische Musik besser zu verstehen. Auch die Menschen helfen ihr, diese andere Welt zu begreifen. Langsam stöpseln sich die Puzzleteilchen ihrer Kultur zu einem großen Ganzen zusammen im Kopf der Frau. Die Frau ist glücklich. Man begegnet ihr offen.

Nur bei ein, zwei Gelegenheiten fällt es der Frau auf: Sie nehmen es ihr übel, dass sie eine Fremde ist. Dass sie nicht aus der Stadt kommt. Wenn die Frau eine Wohnung sucht, beispielsweise. Da ist diese auf einmal schon vergeben, werden Besichtigungstermine von einem Moment auf den anderen abgesagt. Doch die meisten Menschen, die ihr begegnen, spiegeln ihr die Freundlichkeit, die sie ihnen entgegenbringt, zurück.

Oft hat die Frau, die jetzt IGP (Instrumental- und Gesangspädagogik) studiert, gehört, dass chinesische Mütter Tigermütter seien. Dass man die Kinder doch schonen müsse. Dass es ihr selbst oft nicht leicht gefallen ist, Klavier zu üben, denkt sie. Versucht, gegen

Pauschalierungen zu arbeiten. Kinder brauchen eine klare Grenze, müssen gefordert, angetrieben werden. Dennoch nicht gequält. Die Frau sucht nach Mittelwegen, im eigenen Unterrichten, in der eigenen Lebensweise. Sie ist eine Frau zwischen den Welten geworden. Sie vollführt einen Seiltanz. Der Seiltanz ist eine Herausforderung, er trägt zu ihrem geistigen Wachstum bei.

6.

Manchmal, wenn die Frau heute in die Heimatstadt zurückkehrt, wird sie seltsame Dinge gefragt. So will beispielsweise ein Onkel wissen, warum sie denn so leise spräche. Der Frau fällt auf, dass sie sich an die Stille der europäischen Stadt angepasst hat. Sie muss jetzt Ohropax tragen, nachts, wenn sie bei ihren Eltern schläft. Das Meer riecht sie immer noch gern, wenn sie nach China kommt. Die frischen Meeresfrüchte vermisst sie in der europäischen Stadt. Die Klänge der Eltern sind eine Wiege. Die Küstenstadt öffnet das Herz. Der Abendwind kitzelt der Frau die Füße. In China. In Graz. Überall. Manchmal, wenn sie in China ist, wird die Frau gefragt, ob sie denn schon geheiratet hat.

„Was, dreißig Jahre und noch nicht verheiratet?“

Man versteht nicht.

Versteht nicht, dass die Frau in Europa ihre Freiheit genießt. Zwar hat sich das Frauenbild unter Mao geändert, die Frauen tragen die Hälfte des Himmels, mit diesem Satz sind ihre Eltern aufgewachsen. Dennoch: Alte Traditionen wurzeln tief.

7.

Die Frau spielt in Sälen, unter Lustern. Vor Menschenmengen. In langen Abendkleidern, mit hochgesteckten Haaren. Sie reist viel. Sie und zwei Freunde haben gemeinsam ein Klaviertrio gegründet. Sie unterrichtet. Sie wächst. Sie behält das Kind, das über sein Zauberinstrument staunt, im Inneren auf.

8.

Die europäische Stadt ist eine Heimatstadt geworden. Manche harte Schalen hat die Frau geknackt. Liebevollen Menschen hat sie um sich geschart. Der Lehrer bleibt eine der wichtigsten Bezugspersonen. Sie spielt jetzt in dem Trio, das Trio Alba heißt. Die Frau spielt hier gemeinsam mit zwei Streichern. Eine Geigerin, ein Cellist. Ob sie manchmal an ihre Mutter denkt, wenn sie gemeinsam mit dem Cellisten musiziert? An deren schleichenden Hände? An das Meer und an den Abendwind?

Inzwischen sagt die Frau über sich selbst, sie sei europäisch geprägt, und das nicht nur, was ihr Sprechtempo betrifft. Sie fühlt sich, als hätte sie zwei Heimaten in sich vereint. Die Frau hat als Kind auf dem Zauberinstrument gespielt. Sie wird mit dem Zauberinstrument in ihrer neuen Heimat alt werden. Weiß die Frau. Und wächst der Gegenwart entgegen.

“Der Himmel über Knittelfeld

oder

**Ein Regenbogen
kennt kein Heimweh”**

Andrea Sailer

Ein Portrait über die Sprachenlehrende Ni Uhl-Zhang



“Hast du Angst vor dem Tod?”, frage ich sie.

Ni schüttelt den Kopf. Nein, überhaupt nicht. Wozu auch? Schon seit sie fünf war, sei sie eigentlich lebensmüde. Im Sinne von: müde zu leben. Wenn Leben nichts anderes heißt als funktionieren zu müssen, etwas zu wollen oder zu sein. Dennoch mag sie das Leben. Ihr Leben. Eine heitere Leichtigkeit strahlt sie aus. Wie eben nur jene Menschen sie ausstrahlen, die keine Furcht vor dem Sterben kennen. Weil sie nicht, wie so viele andere, am Leben hängen wie an einem Strick. Sondern umgekehrt. Das Leben hängt an ihnen, so wie ein Drache aus Papier an einer Kinderhand. Sollte er plötzlich entgleiten – und wenn schon. Dann steigt er eben auf zum Himmel. Was so schlimm nicht sein kann.

Und Ni? Glaubt sie an einen Himmel? Immerhin, ausschließen möchte sie seine Existenz nicht grundsätzlich. Obwohl sie ursprünglich ohne Religion groß geworden ist. Offiziell ist China ein atheistisches Land, das vorwiegend nur einen Glauben propagiert: den an den Fortschritt. Tatsächlich aber kreieren viele Chinesen ihre eigenen Glaubenssysteme, indem sie unterschiedliche Traditionen und Symboliken vermischen. Bei Ni ist das nur zum Teil der Fall. An “irgendjemanden” oder an “irgendetwas” glaubt sie schon, doch nicht gebunden an eine Religion. Es ist kein typisch chinesischer Himmel, den sie sich vorstellt. Genauer gesagt ist es eher ein österreichischer. Zumindest hatte sie einmal, vor langer Zeit, einen Traum, den sie bis heute nicht vergessen kann. Darin war der Himmel ein Dorf mit einer gewissen Ähnlichkeit zu – Knittelfeld. Dass das im Traum ‘irgendwie in Holland’ lag, tut nichts zur Sache. Mittlerweile ist daraus ohnedies ein Déjà-vu geworden. Denn Ni lebt in Knittelfeld. Freilich, ohne sich dort wie im Himmel zu fühlen. Obwohl, so schlecht ist es auch nicht.

Wenn es ihn denn nun gibt, dann ist Nis Himmel kein Ort, sondern ein Zustand. Ohne Angst. Ohne Zwang. Und die Liebe grenzenlos. Das klingt seltsam vertraut, denn so wünschen sich den Himmel doch fast alle: irdisch, nur ohne all die irdischen Widrigkeiten. Worauf Ni nun doch einschränkt: Anders als hier auf der Erde sollte es im Himmel schon sein. Ihre lakonische Begründung: Warum

nochmal dasselbe Leben?

Ja. Warum eigentlich?

Nis Leben auf dieser Welt hat im Dezember 1978 in Shaanxi im mittleren Nordwesten Chinas begonnen. Dort wurde sie hineingeboren in eine Familie zwischen Tradition und Moderne. Die Gedanken an früher beschwören nicht nur Schönes herauf. Eine ihrer stärksten Erinnerungen an die Kindheit? Die Erinnerung an eine Traurigkeit. Ni sagt das, als handle es sich dabei um einen simplen Sachverhalt, nicht um einen wenig angenehmen Gefühlszustand. Sagt es so, als ginge es sie gar nichts an. Als habe es überhaupt nie etwas mit ihr und ihrem Leben zu tun gehabt. Wie eine Stimme aus dem OFF. Sie habe damals nicht gern und deshalb auch nur sehr wenig gesprochen. Das gedruckte Wort sei ihr lieber gewesen. So wichtig war Lesen für Ni, dass sie aus ihren vielen Lieblingsbüchern heute unmöglich eines auswählen könnte. Obwohl. “Der Traum der Roten Kammer” fällt ihr doch ein. Ein Roman, der in einer feudalen Gesellschaft zur Zeit der Ming-Dynastie spielt. Über etwas, das damals sehr schwierig war: die Liebe. Aber so wie selbst eine Geschichte über die Abwesenheit von Liebe immer noch eine Geschichte über die Liebe ist, so ist auch die Erinnerung an fast keine Kindheit immer noch eine Kindheitserinnerung.

In China wird das Leben von der Arbeit bestimmt, und zwar zu einem sehr großen Teil. Nis Eltern lieben ihre Tochter. Aber sie sind streng. Auch mit sich selbst. Ihre Mutter ist Gynäkologin. Als Karrierefrau steigt die sehr gute und dementsprechend berühmte Ärztin zur Leiterin des Krankenhauses auf. Nis Erinnerung an sie: immer unter Druck. Durchaus ein bisschen der Typ ‘Tigermutter’, nur dann doch nicht so schlimm. Die Weltoffenheit und die Abenteuerlust hat sie jedenfalls von ihr vererbt bekommen. Doch auch Nis Vater, ein Ingenieur im technischen Minenwesen, bildete sich sein Leben lang weiter.

Heute ist der Kontakt zu den Eltern gut. Mindestens einmal pro Woche hört man voneinander. Manchmal muss man vielleicht weit

weg sein, damit die Nähe gelingen kann. Die Erinnerung an ein strenges Ausbildungssystem ist bei Ni heute noch gegenwärtig. Ob Kindergarten oder Volksschule, alles wird in China den ganzen Tag über besucht. Das Gymnasium sogar auch noch abends. Arbeit, Leistung, Anspannung. Mit diesen Begriffen definiert Ni das Leben in ihrer Heimat. Und sich selbst? Als offen, optimistisch und aktiv. Ihr Sternzeichen im chinesischen Horoskop ist das Pferd. Was passt. Immer in Bewegung, immer weiter, immer vorwärts. Zurückschauen? Nicht mehr als nötig. Und wenn doch, dann fällt der Vergleich mit Österreich nur selten zu Chinas Gunsten aus. Zum Beispiel, wenn es um das Gesundheitswesen geht. In China etwa ist es nicht nötig, beim Arzt einen Termin zu vereinbaren. Zu Recht kann Ni nicht verstehen, warum man hier in DREI WOCHEN einen Termin bekommt, wenn es aber JETZT weh tut. Auch, dass die Geschäfte hier nicht rund um die Uhr geöffnet haben, bedauert sie. Dafür findet sie Auto fahren in Österreich viel besser, weil es für eine Chinesin hier vergleichsweise wenige Autos gibt.

Gar keine Autos kommen in jenem Österreich vor, das Ni als Kind kennengelernt hat: Es ist das Österreich der Kaiserzeit. Wie die meisten Chinesen wuchs Ni mit den 'Sisi'-Filmen auf. Mit Romy Schneider und der pastellsüßen Romantik, die Ni gut hörbar nicht als Kitsch tituliert. Um im selben Atemzug festzustellen, dass Österreicher mit viel mehr Dekoration zu wohnen pflegen als Chinesen. Das klassische Ambiente eines Chinalokals hier bei uns ist demnach ein reines Klischee, das von der Realität in der Volksrepublik nicht bestätigt werden kann.

Die österreichische Küche schmeckt und nährt nichtsdestotrotz. Bisweilen auch Nis Heimweh. Sie vermisst das scharf gewürzte Essen ihrer Heimatstadt, allen voran ihren geliebten 'Hot Pot', aber auch das viele Gemüse und das so mundgerecht klein geschnittene Fleisch. Dass sie gerne heißes Wasser trinkt, lässt sie in Österreich mitunter exotisch anmuten. Wenngleich der Hintergrund für diese Angewohnheit in einem Manko ihrer alten Heimat liegt: 60 Prozent des Wassers von Chinas größten Flüssen wird dort von der staatlichen Umweltbehörde als 'für den menschlichen

Kontakt ungeeignet' eingestuft. Also muss das verseuchte Wasser abgekocht werden. Und manchmal wird schließlich auch anderes getrunken. Zum Beispiel beim Ausgehen in einem Lokal. So hat Ni auch schon ihr erstes Sprachspiel gelernt: Ein Abenteuer macht den Abend teuer... Doch Ni muss ohnedies nicht ständig durch die Bars ziehen. Das, was viele Chinesen in ihrer ohnehin knappen Freizeit lieben, interessiert sie gar nicht: Gruppenbelustigungen, Spiele, Karaoke. Ni bevorzugt die Natur. Berge liebt sie, hat sie immer schon geliebt. Skifahren und Schwammerlsuchen. Wandern und Schwimmen. Oder zuhause bleiben. Kochen. Und dann die Heimat doch irgendwie vermissen, ohne dass Ni es Heimweh nennen möchte.

Und warum Österreich? Schicksal. Besser gesagt: die Liebe. Nis Mann, mit dem sie nach eigenen Angaben 'ca. 5 Jahre' verheiratet ist, ist Österreicher. Kennengelernt haben sie einander in China. Dort hatte er beruflich zu tun. Maschinenbau. Ni studierte internationale Wirtschaft. Und international ist die Liebe auch bis jetzt geblieben. Oft ist der österreichische Gatte in China, und die chinesische Ehefrau zur selben Zeit in Österreich. In Graz, wo sie an der Universität Chinesisch lehrt. Die Sprachen, zwischen denen Ni sich bewegt, könnten unterschiedlicher nicht sein. Dem deutschen Alphabet mit seinen geradezu lächerlich anmutenden 26 Buchstaben stehen beeindruckende 30 000 chinesische Schriftzeichen gegenüber. "Von denen aber nur 3000 bis 5000", wie Ni beschwichtigt, "am häufigsten gebraucht werden." Weder Konjugation noch Deklination gibt es in der chinesischen Sprache, und auch keine Artikel. Was das Ganze natürlich trotzdem nicht einfacher macht.

Ni schätzt die österreichische Sprache. Mehr noch als das klassische Hochdeutsch, das weniger melodisch klingt in ihren Ohren. Und nicht so weich. Im Kopf hat Ni schon oft Deutsch gedacht. Wenngleich nicht zwangsläufig darüber sinniert, was denn an ihr typisch Chinesisch sein könnte. Nicht zuletzt hier. In Österreich.

China ist bekannt für seine Widersprüchlichkeit im zwischenmenschlichen Umgang. Nach außen dominieren stets Höflichkeit und Harmonie. Österreicher sind viel direkter. Diese Art, etwas ganz

gerade heraus zu sagen, ohne Umschweife, ohne Verschleierung, kein bisschen euphemisiert, können Chinesen nur schwer akzeptieren. Obwohl, Unterschiede gibt es auch innerhalb Chinas. Die Nordchinesen haben angeblich schlechtere Manieren. Behaupten zumindest die Südchinesen. Dieses Vorurteil kann Nis Mann im Ansatz sogar bestätigen. Er hat schließlich da wie dort schon gearbeitet.

In Graz fühlt sich Ni nicht über die Maßen als 'Ausländerin'. Natürlich ist ihr Fremdenfeindlichkeit hier auch schon begegnet. Immerhin auch eine Begegnung. Wenn auch keine schöne. Und über Ausländer urteilen die Menschen in China genauso.

Grundsätzlich legt Ni Wert darauf, Chinesin zu sein. Also nicht Japanerin oder Koreanerin oder sonst etwas, das in europäischen Augen eben 'irgendwie asiatisch' aussieht. Und abgesehen davon ist ihre Haut in ihrer Heimat zu dunkel. Eine Spur blasser müsste sie dort sein.

Wie schön Ni ist, das weiß sie gar nicht. Sie selbst findet die Grazerinnen schön. Und ist doch selbst auch schon ein bisschen eine. Wünscht sie sich doch, Teil dieser Gesellschaft hier zu werden. Mit allen Rechten und Pflichten. Und: Mit einer Zukunft.

Neben der steten "Hoffnung, ihre Seele immer mehr auszubilden", ist Nis größter Traum ein Kind. Gerne ein Mädchen. Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet in Nis Geburtsjahr eine Bevölkerungsexplosion die Einführung der Ein-Kind-Politik für die Han-Kulturgruppe zur Folge hatte. Ihr gehören etwa 90% der Chinesen an. Für Ni selbst, die einen Bruder hat, gilt dieses Gesetz in China auch heute noch. Theoretisch. Nur Eheleute, die keine Geschwister haben, dürfen von der Regierung aus zwei Kinder bekommen. Das klingt streng. Und ist es auch. Anders als in Österreich werden individuelle Rechte in China unter jene von Gesellschaft und Staat gestellt. Es ist kein Geheimnis, dass dort auch heute noch Folter, Administrativhaft oder die sogenannte "Umerziehung durch Arbeit" an der Tagesordnung stehen. Wobei: Erziehen war durchaus auch

etwas, von dem Ni träumte, als sie selbst noch ein Kind war. Denn sie wäre gerne Lehrerin geworden. Dass sie diesen Beruf anders als mit Liebe ausgeübt hätte, ist allerdings nicht vorstellbar. Auch wenn Ni Kraft ausstrahlt, Willensstärke, Konsequenz, so doch immer gepaart mit einer großen Sanftheit. Die macht es schwer, sie sich in ihrem anderen Traumberuf als Kind auszumalen: Polizistin. In der Rückschau ist es kein Verlust, dass sie keine geworden ist.

Wenn schon nicht dümmer, als die Polizei erlaubt, so doch verrückter, als es selbst hartgesottenen Kindsköpfen erscheinen muss, ist die Tatsache, dass unlängst eine Kopie des oberösterreichischen Salzkammergutstädtchens Hallstatt in China originalgetreu nachgebaut wurde. Und zwar in der Provinz Guangdong. Davon allerdings hat Ni noch nichts gehört. Da hört sie lieber österreichische Volksmusik. Im Ernst. In Graz. Ohne Wenn und Aber. Sogar ihre Eltern haben hier schon zu dieser Musik getanzt.

Die österreichische Literatur ist ihr noch nicht zur Gänze vertraut. Obwohl gerade ein österreichischer Schriftsteller die Ambivalenz der chinesischen Mentalität, freilich, ohne es zu wollen, in einem Gedicht über die Kindheit grandios zum Ausdruck gebracht hat. "Das Nein", heißt es nämlich bei Peter Turrini, "das ich endlich sagen will/ ist hundertmal gedacht/ still formuliert/ nie ausgesprochen./ (...) und verlässt/ als freundliches Ja/ meinen Mund." Vielleicht ist das eine Definition chinesischer Höflichkeit? Mit Sicherheit ist es eine Definition von Nis Kindheit. Der ist sie zwar mittlerweile entwachsen, doch immer noch jung. Zugleich aber schon alt genug, um der Jugend vage hinterher zu trauern. Ihre Lieblingsplätze in China und in Graz sind die gleichen: jeweils das UNI-Viertel. Denn "an der UNI ist man wieder jung." Ni vermisst ihre Studienzeit heute noch, denn die war schön. Irgendwie erlebt sie diese in Graz nun wieder. Wenngleich auf der anderen Seite des Hörsaals.

Heimweh nach China hat sie nur selten. Nur dann, wenn sie sehr lange nicht zu Hause war. Oder hier in Österreich lange allein ist. Und damit getrennt von ihrem Mann. Mag sein, dass ihre Begegnung Schicksal war. Von jeher vorbestimmt. Immerhin hat Nis große

Liebe schon als Fünfjähriger besonders gerne Chinesisch gegessen. Wenn das kein Zeichen ist für eine überirdische Fügung oder die Magie der großen Zusammenhänge, dann vielleicht die Tatsache, dass es in der Steiermark einen Ort gibt, wo Ni als Touristin gleichsam 'Heimaturlaub' machen kann: das Asia-Spa in Leoben, wo sie besonders gerne schwimmt. Vor dem Fliegen hat sie aber auch keine Angst. Möglicherweise hängt das damit zusammen, dass sie eben auch den Tod nicht fürchtet. Was man in China vielleicht grundsätzlich nicht tun sollte. Nicht nur, weil dort immer noch mehr Menschen hingerichtet werden als in allen anderen Staaten der Welt zusammen. Oder, weil dort die Selbstmordrate rund 50 Prozent über dem weltweiten Durchschnitt liegt. Nein. "Den Tod fürchten die am wenigsten, deren Leben den meisten Wert hat", steht bei Kant nachzulesen. Das passt. Besonders zu Ni. Die ihr Leben wie einen Drachen aus Papier steigen lässt. Bis ganz hinauf. Was nicht verwundert. Bedeutet doch ihr Name, Ni, Regenbogen. Der beginnt und endet, wie es scheint, auf der Erde, und zwischendurch stößt er am Himmel an. Und Himmel gibt es ja bekanntermaßen nur einen einzigen auf der ganzen Welt. Besser gesagt: darüber.

Ein Bindeglied zwischen China und Graz findet sich in Nis Leben ausgerechnet in einem Gegenstand, der erfunden wurde, um zu trennen: einer Schere. Neben Bildern aus der Mongolei, wo sie eine Studienfreundin hat, fand nur dieses eine Erinnerungsstück den Weg in Nis neue Heimat. Eine Papierschere. Zwischen ihren Klingen: ein kleiner Ausschnitt altes Leben, Kindheit, Vergangenheit. Nis Bogen von China nach Graz. Auch ohne Regen.

“Aus einer anderen Welt”

Andrea Stift

Ein Portrait über die Geschäftsführerin HongYing Foscht



Wir beide kommen ja aus zwei völlig verschiedenen Bereichen, sagt HongYing Foscht und ich antworte: Ja, und dass ich das spannend finde. Spannend wird mein Lieblingswort der nächsten Stunde, denn spannend finde ich fast alles an HongYing Foscht. Ich habe ja nicht jeden Tag mit einer Chinesin zu tun.

Eigentlich hatte ich noch nie mit einer Chinesin zu tun.

Ich bin sehr froh, dass sie so gut Deutsch spricht.

Das Schreiben eines Portraits fordert und fördert ein ständiges Abgleichen der eigenen Person mit der Person des Portraitierten. Man schreibt nicht einfach so: XY wurde geboren am, studierte da und lebt jetzt dort. Ich überlege, warum ich es so cool finde, dass Frau Foscht schon einmal mit der Transsibirischen Eisenbahn gefahren ist. Die Antwort: ich finde das so cool, weil ich das selbst so gern einmal tun möchte.

Es ist ein regnerischer Tag. Die letzten zehn Minuten habe ich mich gedanklich damit beschäftigt, was Frau Foscht sich denkt, wenn ich in meinem roten Regenkleid antauche. In letzter Sekunde hat es aufgehört zu regnen. Managementcenter, Consulting, Karrierefrau. Wir zwei kommen aus zwei völlig verschiedenen Bereichen. Aber es ist dann alles doch nicht so schlimm und mindestens eine große und wichtige Eigenschaft haben wir gemein. Das Abgleichen kann beginnen.

Ich habe mein Handy vergessen (etwas, was Frau HongYing Foscht wahrscheinlich nicht passieren kann, denke ich) und bin deswegen zu früh, sie kommt und entschuldigt sich aus Höflichkeit, dass ich bereits auf sie gewartet habe, obwohl sie nicht zu spät ist. Wir setzen uns in ein schönes Besprechungszimmer im Palais Kottulinsky. Man kennt Frau Foscht hier, sie unterrichtet seit 2005 an der Uni. *Managing International Business Contacts and Negotiation Skills* heißt eine ihrer Lehrveranstaltungen. Dr. HongYing Foscht hat in Peking und in Graz Technik und Wirtschaft studiert, spricht perfektes Deutsch und ist so reizend, mir einen Kaffee zu-

zubereiten. Essen Sie was, sagt sie zwischendurch energisch, und schiebt mir einen Teller Kekse hin.

Sie reicht mir eine Visitenkarte. Ich komme mir blöd vor, denn Schriftsteller haben keine Visitenkarten und druckse herum, dass ich erst neue machen lassen müsste, im Moment hätte ich keine - ich weiß nicht, wieso ich lüge.

Dann geht es schon in die Vollen. Durcheinander, das ist schön. Ich frage sie, wo Schadendorfberg ist, dort wohnt sie mit ihrem Mann. Auch ihre Firma Eurosina ist dort. Schadendorfberg ist bei Lieboch. Lieboch kennt jeder. Den Berg dahinter kennt fast niemand. Das ist der Schadendorfberg und gleich hinterm Haus gibt es auch einen großen Garten. Beide, sie und ihr Mann, seien beruflich sehr viel unterwegs, gerade eben war sie vier Monate in China. In Peking wohne ihre betagte Mutter und sie versuche, so viele Geschäftsreisen wie möglich mit Besuchen bei ihrer Mutter zu verbinden. Das sei sehr schön, der Nachteil aber: ihr Garten zuhause in Schadendorfberg ist groß und bedarf der Pflege und irgendwie geht sich das zeitlich oft nicht aus. Ich stelle in Gedanken die Pflege des Gartens der Pflege der Mutter gegenüber. Es gibt da auch noch zwei andere Töchter. Im Eifer des Gefechtes vergesse ich vollkommen zu fragen, wie das denn gegangen ist, mit den drei Kindern, wo es doch immer noch eine Ein-Kind-Politik gibt? Aber vielleicht ist das ganz gut so, denke ich mir später, dass ich die ganz offensichtlichen Fragen nicht gestellt habe.

Dass sie ihre Mutter manchmal öfter sieht, als andere Menschen ihre alten Eltern sehen, die vielleicht in der gleichen Stadt leben, das gefällt mir. HongYing Foscht möchte ihrer Mutter so viel Liebe geben wie möglich, sagt sie, und ich muss an meine eigenen Eltern denken, die schon tot sind, und an die Vorwürfe, die ich mir manchmal mache. Weil ich sie öfter hätte sehen können.

Vergleichen und Kontrastieren.

Wer von uns hat denn überhaupt mit Chinesen zu tun und wie klingt

das denn überhaupt? Wir kennen doch fast alle nur das Chinesenrestaurant ums Eck und reißen blöde Witze darüber. Ab und an fliegt einer von uns nach China und kommt sprachlos und überwältigt von den Eindrücken wieder zurück.

HongYing Foscht ist mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Österreich gekommen. Fünf Tage lang war sie unterwegs, fünf Tage, in denen sie sich ein wenig an die europäische Lebensart annähern konnte. Seitdem liebt sie diese Art zu reisen – langsam. Man fällt nicht so von einer Kultur in die nächste. Das Flugzeug muss sie berufsbedingt oft nutzen. Warum Österreich? Das ist eine komplizierte Geschichte. Es hat etwas mit ihrer Freundin zu tun, die unbedingt nach Europa wollte. Es hat etwas mit einer Bekannten zu tun, mit der sie im Tandem Chinesisch-Englisch lernte. Die wiederum war die Tochter eines österreichischen Professors. Peking - Ulan Bator - Moskau - Budapest - Wien. *Der Zug war voll mit Russen. Ab Moskau war er dann fast leer.* Fünf Tage, in denen man ein wenig über die Menschen lernt. Über das Essen, die Mentalität, und die Landschaft, aus der diese Menschen kommen. Ich schaue mir online die Strecke der Transsib an, und die Reisetipps. Im Winter, steht da auf der Homepage, möge man einen Eiskratzer im Gepäck mitführen, damit man sich die Sicht freikratzen kann. Zur Zugetikette gehört es, dass Männer in gemischtgeschlechtlichen Waggons eine halbe Stunde vor Schlafenszeit die Waggons verlassen und dies auch lautstark ankündigen. Damit die Damen sich umziehen können. Ein echtes Abenteuer und ich beneide Frau Foscht gleich noch viel mehr darum.

Irgendwann nach dieser fünftägigen, endlosen Reise kam HongYing Foscht dann in Graz an. Wo sie nicht bleiben wollte: ihr Lebensplan war, nach ein paar Jahren wieder zurück nach China zu gehen. Zurück in das Universitätsviertel in der Nähe des Sommerpalastes, zurück zu ihrer Familie. Sie studierte, arbeitete und lernte Deutsch. Als sie gut genug Deutsch konnte, kam die Lust auf den Japanischkurs und mit dem Japanischkurs kam der Mann, und die Lust auf den Mann, der zu ihrem Ehemann wurde.

HongYing Foscht erzählt auch vom Essen. Was ich selbst vom chinesischen Essen weiß, das weiß ich von diversen gastronomischen Einrichtungen und dem bisschen an Information über die traditionelle chinesische Medizin, die ich mir zu erworben haben glaube. Fünf Elemente und so. Ich erwarte, dass mir Frau Foscht von Zitteraalen erzählt, Seetangvariationen und irgendwelchen seltsamen Früchten. Ich frage sie auch gleich nach dem Congee, das in der TCM-Küche so beliebt und bekannt wie verrufen ist: es wird, so sagt man, zubereitet, in dem man Reis am Abend auf den Herd stellt, aufkocht, zurückschaltet und auf kleiner Stufe köcheln lässt. Was am Morgen im Topf ist, ist Congee: geschmacklos und unaufregend. Ich habe das selbst schon gemacht. Frau Foscht aber kennt Congee unter diesem Begriff nicht oder vielleicht spreche ich das Wort auch total falsch aus, wahrscheinlich ist es schief eingedeutscht. *Reissuppe* sagt sie, und ich nicke. Meine weiteren TCM-Fragen behalte ich dann für mich, Frau Foscht kocht nämlich eh international. Sie habe viele Dinge aus der westlichen Ernährung schon gekannt, das läge an ihrer weltoffenen Familie. Salat, Käse und Kaffee waren nichts wirklich Neues mehr für sie, als sie in Europa ankam. Und sie isst gerne Wiener Schnitzel. Der Mann kocht mit, dann gibt es internationale Küche, Pasta, sehr viel Seafood. Da sagt sie *Seafood* statt Meeresfrüchte und es ist ein (liebenswürdiger) Ausrutscher in der Sprache, den ich im Laufe des Gespräches heraushören kann. Das gemeinsame Kochen und Essen ist ein beziehungsförderndes Ritual. Man braucht viel Zeit dazu, und Liebe.

HongYing Foschts Lieblingsblumen sind Rosen. Sie hat davon genug in ihrem Garten. Manche duften schon von weitem, manche fast gar nicht. Alle sind sie schwierig zu pflegen.

Rechts unter meinem Balkon steht ein Chinesischer Blauglockenbaum. Er blüht nur nach milden Wintern. In China stellt man daraus Musikinstrumente her, und weil er der Lieblingsbaum von Kaiser Franz Joseph war, steht er heute überall dort in Europa, wo es früher einmal kaiserlich-königlich war.

Ich glaube, dass HongYing Foscht eine sehr disziplinierte Frau ist. Das sagt sie auch selbst, aber sie drückt es anders aus. Als sie von ihrer Mutter spricht, und dem Pflichtbewusstsein ihr gegenüber, da spricht sie davon, dass das vielleicht „das Chinesische“ in ihr ist. Sie geht davon aus, dass ich ein bestimmtes Bild vom Chinesen per se habe (das stimmt auch. Wer frei von Schuld ist, möge den ersten Stein werfen) und wahrscheinlich hat sie selbst ein Bild des Chinesischen und alles zusammen ist so eine Art konfliktbefreiter Konsens. Der konfliktbefreite Konsens besagt, dass Chinesen arbeitswütig, pflichtbewusst, intelligent und etwas seltsam sind. HongYing Foscht ist nicht seltsam.

Stattdessen hat sie schönes, braunes Haar und nahezu keine Falten. Sie ist sehr hübsch. Sie trägt unaufdringlichen, türkisen Schmuck und ist das, was ich nie bin, nämlich gut gekleidet. Gar nicht so auf Karrierefrau gestylt, wie ich das noch befürchtet hatte. Eine gewisse Alterlosigkeit haftet ihr an und ich erinnere mich an ein Buch, das ich einmal in Rom gelesen habe: *Japanese Women Don't Get Old or Fat*. Ich habe mir nicht mehr gemerkt, warum die japanischen Frauen nicht alt werden (das kann eigentlich kein gutes Buch gewesen sein, wenn ich mich gerade an die Essenz nicht erinnern kann), aber die chinesischen Frauen werden es wohl auch nicht.

Ich frage, warum sie auch das Büro ihrer Firma in Schadendorf-berg habe. Das erscheint mir ungewöhnlich für ein so globales Unternehmen. *Die Kunden wollen ohnehin besucht werden*, antwortet Frau Foscht. Die Kunden wollen besucht werden, weil sie es so gewohnt sind. Und sie lerne so auch gleich betriebliche Abläufe kennen, gewinne schneller Einblick und ein Gespür für die Lage. Das Unternehmen Eurosina kümmert sich um heimische Betriebe, die in China Fuß fassen wollen. Das sagt eigentlich schon der Name: ein Brückenschlag zwischen Europa und dem für uns so fremden China. Das ist natürlich viel komplizierter, als es sich in diesem einen runtergebrochenen Satz anhört. Mehr, als dass es chinesischen Menschen wichtig ist, nicht ihr Gesicht zu verlieren und deswegen bei Gesprächen unter anderem sehr viel genickt und gelächelt wird, wissen wir eigentlich nicht. HongYing Foscht hatte

schon jahrelange Erfahrung in diesem Bereich gesammelt, bevor sie 2004 selbstständig wurde. Natürlich, sie kennt sich in beiden Welten aus und ich stelle mir ihre Hilfe großartig vor. Ich selbst wäre viel zu feig, in China ein Unternehmen zu gründen. Eigentlich wäre ich generell zu feig, ein Unternehmen zu gründen. Ich behalte diese abschweifenden Gedanken für mich und frage nach den größten Fehlern, die einem Unternehmen in diesem Bereich passieren können.

Man ist zu leichtsinnig, antwortet Frau Foscht ohne nachzudenken. *Zu sehr überzeugt, von der eigenen Idee*. Und ein bisschen kritisiert sie auch, dass sich die Menschen zu schnell von Medien beeinflussen lassen, und von dem Ausschnitt der Wirklichkeit, den diese transportieren. *Wirklich informiert wird man nur, wenn man eigene Erfahrungen macht*. Das sagt sie später noch einmal, in Bezug auf ihre Reise nach Tibet. Dorthin wird sie mit ihrem Mann fahren. Ganz langsam, so wie sie es in der transsibirischen Eisenbahn gelernt hat. Tibet, heikles Thema, denke ich und sie sagt: *Dort werden wir auch mit Tibetern sprechen. Vielleicht nicht über sensible Themen, aber es ist wichtig, nicht alles zu glauben, was die Medien transportieren. Ich kann Oberflächlichkeit zwar vertragen, ich möchte selbst aber nicht oberflächlich sein*.

HongYing Foscht und ihr Mann haben keine Kinder. Das würde sich zeitlich gar nicht ausgehen, der Beruf. Ich will nicht den Eindruck erwecken, dass ich finde, eine Frau muss unbedingt Kinder haben, um ein glückliches Leben zu führen und erzähle von meiner Schwester, die auch keine hat. Und wie ich sie manchmal darum beneide. Alles hat seine Vor- und Nachteile, da sind HongYing Foscht und ich uns einig. *Ich bin immer zufrieden*, sagt Frau Foscht, und auch da sind wir uns einig. Zufrieden und glücklich. Es gibt Menschen, die kommen so auf die Welt und lernen erst im Laufe des Lebens, was das für eine Gabe ist. Das ist unsere größte Gemeinsamkeit. Ich finde das sehr schön.

Und sonst? Hat Frau Foscht Hobbys, betreibt sie Sport? Sie lacht. Ich habe offensichtlich einen wunden Punkt getroffen. *Mann, Garten,*

Familie, Beruf: Ich versuche nichts zu vernachlässigen, nur manchmal vernachlässige ich mich selbst. Hundertprozentig in allem, da bleibt wenig Zeit für das Eigene. Ein Los das sie wahrscheinlich mit vielen Frauen auf der ganzen Welt teilt. Manchmal reicht die Zeit aber doch. Für Wanderungen oder andere sportliche Aktivitäten mit ihrem Mann. Großglockner. Dachstein. Salzburger Lande. Skifahren und Tennisspielen. Ihr Mann scheint eine Sportskanone zu sein, der seine Frau manchmal mitzieht. *Ich suche mir den Sport im Alltag – ich vermeide Lifte, steige Stiegen, laufe so viele Wege wie möglich zu Fuß. Früher war ich sehr sportlich.* Dass sie es jetzt nicht mehr ist, hat auch ein bisschen mit dem durcheinandergeschubsten Lebenslauf zu tun. Die Selbstständigkeit hat HongYing Foscht Flexibilität beigebracht und HongYing Foscht hat gelernt, diese zu genießen. *Ich spiele Samstag oder Sonntag nicht mehr Tennis, weil ich am Wochenende keine Termine haben will.*

Es ist dann eine Stunde später und ich bin um einige Vorurteile leichter. Ganz beglückt vom schönen Gespräch mit der freundlichen Frau Foscht fahre ich nach Hause. Zuhause bemerke ich, dass die Notizen, die ich gemacht habe, sehr spärlich sind. Zuwenig Notizen, denn ich habe mehr gelauscht als aufgeschrieben. Das macht nichts, ich habe alles im Kopf. Ich beginne zu schreiben.

Es hat wieder zu regnen begonnen.
HongYing Foscht ist vermutlich schon bei ihrem nächsten Termin.

“Tischgespräch”
Monika Helfer

Ein Portrait über die Malerin HuiMing Kou



Es ist ein heißer Tag Ende Juni 2012. In ihrem Lokal Momiji in der Elisabethstraße in Graz tritt mir Frau Hui-Ming Kou entgegen. Sie ist Taiwanerin, eine kleine zarte Frau, europäisch gekleidet, einundsechzig Jahre alt. Sie führt mich in ein Separee, eine Bank mit Kissen biegt sich um einen großen Tisch, die Atmosphäre ist luftig und angenehm. Wir ziehen die Schuhe aus, Frau Kou kniet auf den Kissen, wir trinken hausgemachten Eistee, und Frau Kou beginnt zu erzählen:

„Wissen Sie, dass Taiwan eine Insel im West-Pazifik vor dem chinesischen Festland ist? Wir sind von Rot-China durch die Formosastraße getrennt.“

„Was heißt ‚wir‘?“, frage ich.

„Wir Taiwaner“, sagt sie.

„Auch die Taiwaner, die in Graz leben?“

„Auch die Taiwaner, die in Graz leben.“

Frau Kou ist glücklich, das betont sie. Sie betont das Ü. Als wolle sie das Wort mit diesem Buchstaben an die steirische Erde heften. Ihr Vater war Beamter im japanischen Dienst.

Während der „japanischen Zeit“ wurde wertvolle Entwicklungshilfe geleistet, vor allem in Industrie und Wirtschaft. Nach 1945 war ihr Vater im Dienst der Kuomintangregierung Chiang-Kai-sheks.

Sie sagt: „Er hat darunter gelitten. Und mit ihm die Familie.“

„Worunter hat er genau gelitten?“, frage ich. Wenn es eine Krankheit wäre, würde ich nicht fragen.

„Er war ein vornehmer Mann gewesen. Die Vornehmheit der Japaner war sehr anziehend für ihn gewesen“, sagt sie leise.

Im chinesischen Dienst als Beamter unter Chiang-Kai-shek wurde seine Loyalität auf die Probe gestellt, und er hörte mit seiner Arbeit auf.

„Er war ein Mann mit Prinzipien“, sagt sie.

Ich kenne mich nicht mehr aus. „Loyalität wem gegenüber?“, frage ich.

„Er war ein sehr vornehmer Herr“, antwortet sie. „Er fühlte sich gedemütigt.“

„Von wem gedemütigt?“

„Von der Art der Chinesen.“

„Aber er war doch selbst Chinese.“

„Taiwaner. Wir sind Taiwaner!“

Die Familie musste ernährt werden. Der Vater wurde Kaufmann. Er betrieb ein Geschäft mit Düngemitteln, das florierete. Die Chinesen haben ihn enteignet.

Hui-Ming Kou sagt, der Grund, warum sie auf die Unterscheidung zwischen Chinesen und Taiwaner besteht, sind die signifikanten Unterschiede in Mentalität, Ethik, Bildung. Das liegt daran, dass Taiwan im Gegensatz zu China nie unter dem Einfluss einer Diktatur stand, vergleichbar mit Nord- und Südkorea. In Graz ist Frau Hui-Ming Kou mit vielen Chinesen befreundet, und unter ihren Angehörigen befinden sich Chinesen.

Ihre Mutter Seine war eine begabte Näherin, sie nähte die kunstvollsten Kimonos.

„Aber der Kimono...“, sage ich.

„Was ist mit dem Kimono?“, unterbricht sie mich.

Ich wollte sagen, der Kimono sei doch ein typisches japanisches Gewand, und Japan sei doch der Erzfeind aller Chinesen gewesen. Ich kenne mich nicht mehr aus und sage nichts.

„Wir waren eine kultivierte Familie“, sagt sie und blickt vor sich nieder. Ich weiß nicht, ob ihr Blick Teil einer vorgeschriebenen Höflichkeit ist oder ob er nur Verlegenheit ausdrückt, wie es bei mir der Fall wäre.

„Eine kultivierte Familie“, wiederholt sie.

Diese kultivierte Familie war traurig über die Folgen der Kulturrevolution in Rot-China. Dass Werte nichts mehr gelten sollten. Das beleidigte ihren Geist.

„Und die vielen Toten“, ergänze ich.

Darauf geht sie nicht ein. Und ich schäme mich. Weil ich Menschenleben als Argument missbraucht habe.

Sie zitiert Mao Zedong: „Was ist so ungewöhnlich an dem Kaiser Shi Huangdi aus der Qin-Dynastie? Er hat nur 460 Gelehrte lebendig begraben, wir dagegen haben 46.000 Gelehrte lebendig begraben. Wir sind dem Kaiser in Bezug auf die Unterdrückung konterrevolutionärer Gelehrter hundertfach voraus.“

Die Qin-Dynastie, lese ich später in Wikipedia, war die erste Dynastie des chinesischen Kaiserreiches. Kaiser Shi Huangdi lebte von 259 bis 210 v. Chr.

Die Familie hörte Schallplatten, Mozart, Johann Strauß. Hui-Ming liebte Filme und drehte sich gern zur Musik. Ihrer Mutter beim Nähen zuzusehen, machte sie glücklich. Die Mutter und der Vater unterhielten sich auf Japanisch. Sie sprachen nie ein Wort Chinesisch miteinander.

„Aber sie waren doch Chinesen“, sage ich schüchtern, und leider höre ich auch ein wenig Trotz in meiner Stimme.

Ich bekomme einen geraden Blick und ein scharfes Wort:

„Taiwanesen!“

„Aber die Japaner...“, sage ich.

„Ja?“

„Im Krieg, meine ich.“

„In welchem Krieg?“

„Im Zweiten Weltkrieg.“

„Der Zweite Weltkrieg“, weist sie mich zurecht, „der war bei euch. Der war hier. Auch in Graz.“

„Das weiß ich“, sage ich. „Aber er war auch in Ostasien...“

„Was ist Ostasien?“, unterbricht sie mich.

„Ich meine den Japanisch-Chinesischen Krieg von 1937 bis 1945“, sage ich.

„Krieg ist immer etwas Furchtbares“, sagt sie.

„Das Massaker von Nanking zum Beispiel“, sage ich. „Als die Japaner 200.000 chinesische Zivilisten in der Stadt umgebracht haben und 20.000 Frauen vergewaltigt haben.“

„Krieg ist immer etwas Furchtbares“, sagt sie.

Frau Hui-Ming Kou hat fünf Geschwister. Der Vater hat vier von ihnen zum Studium ins Ausland geschickt, die erste und dritte in die USA, die vierte und sie selbst nach Graz. Die dritte Schwester, die Krankenhausmanagement in den USA studiert hat, führt nun mit ihrer vierten Schwester, einer Internistin, ein Ordensspital in Taiwan. Beide sind Ordensschwestern.

Die Familie ist katholisch.

„In Taiwan herrscht Religionsfreiheit.“

Hui-Ming besuchte in Taiwan das Tainan Kunstgewerbe College. Sie perfektionierte ihre Tuschemalerei und bekam dafür Preise.

Nach ihrem Abschluss arbeitete sie in der Hauptstadt Taipeh als Textildesignerin. 1978 zog sie nach Graz zu ihrer Schwester und

blieb zwei Jahre.

„Ich war dumm, weil ich die Sprache nicht verstand. Ich verstand nichts. Ich wusste nicht einmal, was es heißt, wenn jemand mit der Hand ein Zeichen gibt. Ich verstand die Handzeichen nicht. Und die Grazer verstanden meine Handzeichen nicht.“

Sie besuchte Kurse und lernte Deutsch, Tag und Nacht. Und die „Handzeichen“ lernte sie auch. Ihre Schwester prüfte sie ab. Da gab es viel zu lachen.

„Manche eurer Handzeichen sind sehr lustig, wussten Sie das?“

„Vielleicht sind manche Ihrer Handzeichen auch sehr lustig“, antworte ich.

Bald war sie soweit und fühlte sich stark genug, die Meisterklasse für Malerei zu absolvieren. Sie hatte viel Heimweh, vor allem nach ihrer Mutter. Die Mutter liebte sie. Den Vater bewunderte sie.

Sie erinnert sich nicht, dass in ihrer Familie je ein böses Wort gefallen wäre. Nur ihr kleiner Bruder und sie stritten manchmal. Ein einziges Mal band der Vater ihre Hände zusammen, und sie mussten sich ins Badezimmer stellen, bis sie sich versöhnt hatten. Vor dem Vater hatten sie großen Respekt. In Wahrheit hat er seine Kinder nie bestraft. Das war der Mutter überlassen. Aber wenn sie die Hand hob, schlug sie nur auf den Sessel und lachte dabei. „Es waren symbolische Hiebe. Ist das nicht schön?“

Frau Kou lächelt.

Das Heimweh trieb sie nach zwei Jahren wieder nach Hause zurück.

„Es gibt Menschen“, sage ich, „die sterben vor Heimweh.“

Das war übertrieben. Immer, wenn ich besonders freundlich sein will, übertreibe ich. Das kann ich mir nicht abgewöhnen. Zum Glück geht Frau Kou nicht darauf ein.

Zu Hause lernte sie ihren Mann kennen. Seine Familie war aus Rot-China nach Taiwan geflüchtet. Eine wohlhabende Familie.

Hui-Ming heiratete, ein Kind wurde geboren, dann zog sie gemeinsam mit ihrem Mann nach Graz. Das Kind blieb zu Hause, wuchs bei der Schwiegermutter auf, und Frau Kui grämte sich darüber sehr. Sie vermisste ihr Kind in der neuen Heimat Graz.

„Wollen Sie etwas zu dem Begriff ‚neue Heimat‘ sagen?“, frage ich. Sie nickt.

Österreich ist ihre Heimat, weil sie nirgendwo sonst so lange gelebt

hat. Wenn sie ihre Leute in Taiwan besucht, kennt sie die Straßen nicht mehr und fühlt sich fremd. Sie liebt die österreichische Landschaft, sie schätzt vor allem die gute Luft.

„Obwohl“, sagt sie, „auch in meiner echten Heimat ist alles voller Zauber.“

„Echte Heimat und neue Heimat“, insistiere ich. „Wollen Sie mir dazu nicht doch etwas sagen?“

Sie überhört meine Frage.

Ihr Mann – er war ja gerade zweiunddreißig – tat sich schwer mit der deutschen Sprache. Er meinte immer, Österreich sei der Himmel auf Erden. Ganz zu Hause allerdings fühlte er sich in diesem Elfenbeinturm nicht immer. Er nahm sich einen Privatlehrer und lernte Deutsch. Seine Freunde fand er unter seinesgleichen, Chinesen, die in Graz arbeiteten.

„Chinesen oder Taiwanesen?“, frage ich.

Ihr Mann zählte hauptsächlich taiwanesischen Musikstudenten zu seinen Freunden. Durch sein Engagement in der evangelischen Gemeinde fand er einen neuen Bekanntenkreis.

Noch heute, sagt er in einem schwachen Moment, möchte er nichts lieber, als in die Heimat zurückkehren.

Die tüchtige Frau Kou arbeitet heute als Gastronomin. Das Restaurant Momiji betreibt sie allein mit ihren Angestellten. Es ist ein japanisches Restaurant, die Küche ist vorzüglich. Gilt als eine der besten in Graz.

Von 1991 – 2003 unterrichtete Frau Kou nebenher Tuschemalerei. Noch heute hält sie Gastvorträge in Schulen. Sie lehrt das Tuschemalen. Bei Vorträgen zur Kalligraphie zeigt sie den Schülern ein Wort, nur ein einziges Wort, und dieses Wort soll mit Tusche zart und behutsam geschrieben werden. Immer wieder. Das Wort heißt: Ewigkeit. Weil nämlich in diesem Schriftzeichen alle wichtigen Regeln der Strichführung Anwendung finden.

„Das ist sehr anstrengend. Viel Mühe. Viel Geist. Viel Körperkraft.“ Alle ihre Geschwister sind erfolgreich. Die Kinder studieren. Ihre älteste Tochter kam mit drei Jahren nach Österreich, in einer Zeit, in der es in Graz noch nicht viele Ausländer gab.

Sie nahm wahr, dass wir anders waren und anders behandelt wurden. Sie erfuhr zum ersten Mal in ihrem Leben Diskriminierung

und Ausgrenzung, sogar Rassismus. Das irritierte sie natürlich, zum Glück war sie nicht scheu und deshalb auch nicht unsicher. Ihre Geschwister wuchsen damit auf und waren sich dessen noch nicht bewusst. Deshalb hatten sie nie das Gefühl, anders behandelt zu werden. Alles in allem aber fühlen sich die Kinder als Österreicher, sie haben ja auch die österreichische Staatsbürgerschaft.

„Wenn ich Ihre Kinder fragen würde“, sage ich. „Also wenn ich sie fragen würde...“

„Ob sie Taiwanesen oder Österreicher sind?“, führt Frau Kou meinen Satz zu Ende und lächelt verschmitzt. „Es kommt darauf an, ob ich anwesend bin oder nicht.“

Wir lachen beide.

Nicht ihr Mann und sie haben Geld nach Hause geschickt. Ich sage, das sei sonst bei Migranten üblich. Das wisse sie, sagt sie. Nein, bei ihnen war es umgekehrt gewesen. Sie wurden von ihren Eltern und den Eltern ihres Mannes unterstützt.

„Taiwan ist kein Entwicklungsland!“

„Weiß ich doch“, sage ich.

Mutter und Schwiegermutter besuchten sie ein paar Mal in Graz. Wenn Frau Kou von ihrer alten Heimat erzählt, ist sie stolz wegen der Toleranz, die dort herrscht.

„Wir in Taiwan müssen unsere Kinder nicht abtreiben wie anderswo“, sagt sie. Man freut sich in Taiwan über jedes geborene Kind. Ihre Schwiegermutter allerdings findet Familienplanung durchaus klug. Man müsse ja nicht in allem einer Meinung sein.

„Seit dem Tod meiner Mutter“, sagt Frau Kou, „zieht mich nichts mehr in die alte Heimat zurück.“

Der Vater ist ja schon vor vielen Jahren gestorben.

Bei den Behörden hier in Graz, erinnert sie sich, habe es nur ein einziges Mal ein Problem gegeben. Weil die erworbene Lokalität erst nicht als Gastwirtschaft genehmigt worden war. So blieb die Immobilie fünf Jahre leer stehen. Ein Jammer und ein Verlust. Und eine Gemeinheit. Aber das ist vorbei. Schließlich wurde die Erlaubnis erteilt.

„Wir waren sehr dankbar“, sagt Frau Kou und deutet eine Verbeugung an. „Wir konnten uns mit den Beamten auf Deutsch verständigen, und das machte uns zu würdigen Antragstellern.“

„Ich verstehe“, sage ich. Bin mir aber nicht sicher, ob ich sie wirklich verstehe.

„Mit dem Personal“, sagt sie, „ist es nicht einfach.“

„Warum?“, frage ich.

Sie lege eben großen Wert auf Kultiviertheit und Menschenfreundlichkeit und Vornehmheit. Am liebsten hätte sie nur Leute aus ihrer alten Heimat. Bei den Chinesen wird Freundlichkeit und Zuvorkommenheit oft als Schwäche ausgelegt.

Am Ende unseres Gesprächs zitiert Frau Kou Konfuzius – auch er wurde von Mao Zedung verflucht, wie so viele:

„Der Mensch hat dreierlei Wege klug zu handeln: durch Nachdenken ist der edelste, durch Nachahmen der einfachste, durch Erfahrung der bitterste.“

Frau Kou serviert mir ein japanisches Essen in vier Gängen. Es hat mir vorzüglich geschmeckt, und ich bedanke mich für die Gastfreundschaft.

Impressum

Herausgeberinnen: Luise Kloos, Daniela Unger-Ullmann



www.editionkeiper.at

Copyrights

© edition keiper, Graz 2012

1. Auflage Dezember 2012

© Fotos: Feng Chen, HongYing Foscht, Alexander Golser, Michaela Herman, Luise Kloos, Stefan Kresser, HuiMing Kou, Peter Köllner, Marketing Kleine Zeitung GmbH & Co KG / Sabine Hoffmann, Barbara Marković, Margit Marnul, Anna Nöst, Matthias Plum, Konstantin Reyer, Andrea Sailer, Yun Schögler, Hong Shang, Ni Uhl-Zhang, Daniela Unger-Ullmann, Can Xie, Wenli Zhang

© für alle Werke bei den Autorinnen

© für das Projekt bei Luise Kloos und Daniela Unger-Ullmann

© Abbildungen: HuiMing Kou

Lektorat: Angela Seidl

Grafik: Michaela Herman

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Rundfunksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Weg und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© Künstlerinnen, Autorinnen, Konfuzius-Institut, next - Verein für zeitgenössische Kunst, edition keiper 2012 GRAZ

Druck und Bindung: Printera

ISBN: 978-3-902901-05-7

